

STENOGRAPHISCHES PROTOKOLL



**Gedenksitzung gegen Gewalt und Rassismus –
im Gedenken
an die
Opfer des Nationalsozialismus**

Montag, 9. Mai 2016
Historischer Sitzungssaal
11 Uhr – 12.32 Uhr

Der 5. Mai, der Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen im Jahre 1945, wird in Österreich seit dem Jahr 1998 als **Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus** begangen.

Die Gedenkveranstaltung gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus findet im Historischen Sitzungssaal des Parlaments statt. In der ersten Reihe in der Mitte des Halbrunds nehmen die Präsidentin des Nationalrates und der Präsident des Bundesrates sowie Mitglieder der Bundesregierung Platz.

Auf den vorderen Plätzen des Halbrunds sitzen Dr. Danielle Spera, Direktorin des Jüdischen Museums Wien, Hofrat Marko Feingold, Zeitzeuge und Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde, Anne Bennent und Otto Lechner, die für die künstlerische Umrahmung sorgen, der Zweite Präsident des Nationalrates, die Vizepräsidentin und der Vizepräsident des Bundesrates, Klubobleute, VertreterInnen der Volksanwaltschaft, PräsidentInnen der Höchstgerichte sowie der Präsident des Rechnungshofes. In den Bankreihen dahinter sitzen Abgeordnete zum Nationalrat, Mitglieder des Bundesrates, ehemalige Mitglieder der Bundesregierung und der beiden parlamentarischen Kammern sowie Vertreter der Opfer des NS-Regimes und andere Ehrengäste.

In den Balkonlogen haben sich weitere geladene Gäste eingefunden, darunter Bundespräsident Dr. Heinz Fischer, Mitglieder des Diplomatischen Corps und Vertreter der Religionsgemeinschaften.

Die Galerie ist mit Repräsentanten des öffentlichen Lebens und zahlreichen weiteren Besuchern besetzt.

Beginn der Gedenkveranstaltung: 11 Uhr

Anne Bennent und Otto Lechner leiten die Gedenkveranstaltung mit einer musikalisch umrahmten Darbietung der Todesfuge von Paul Celan ein.

Ansprache des Präsidenten des Bundesrates der Republik Österreich

Präsident des Bundesrates Josef Saller: Meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich begrüße Sie zum Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus hier im Historischen Sitzungssaal.

Mein besonderer Gruß gilt unserem Bundespräsidenten Dr. Heinz Fischer und seiner Gattin Margit Fischer. *(Beifall.)* Ich grüße sehr herzlich die Präsidentin des Nationalrates Doris Bures. *(Beifall.)* Mein Gruß gilt Vizekanzler Dr. Reinhold Mitterlehner und allen anwesenden Mitgliedern der Bundesregierung. *(Beifall.)* Ich begrüße den Zweiten Präsidenten des Nationalrates Karlheinz Kopf. *(Beifall.)*

Weiters begrüße ich die Vertreterinnen und Vertreter des Diplomatischen Corps, anwesende Vertreterinnen und Vertreter der Kirchen und Religionsgemeinschaften. Ich begrüße die Präsidentinnen und Präsidenten der Höchstgerichte, den Präsident des Rechnungshofes Dr. Josef Moser. Mein Gruß gilt den Klubobleuten der im Parlament vertretenen Fraktionen, allen anwesenden aktiven und ehemaligen Abgeordneten zum Nationalrat und Mitgliedern des Bundesrates sowie Abgeordneten zum Europäischen Parlament.

Ich begrüße auch die Vizepräsidentin und den Vizepräsident des Bundesrates, Ingrid Winkler und Mag. Ernst Gödl. Ich begrüße den Präsidenten des Burgenländischen Landtages Christian Illedits und alle anderen anwesenden Vertreterinnen und Vertreter der Bundesländer. Ich begrüße Volksanwalt Dr. Günther Kräuter, ehemalige Mitglieder der Bundesregierung, ehemalige Präsidentinnen und Präsidenten des Nationalrates und des Bundesrates.

Ganz im Besonderen begrüße ich die Vertreterinnen und Vertreter der Opferverbände, der Lagergemeinschaften und der Erinnerungsinitiativen und alle Überlebenden des Holocausts und des NS-Terrors. *(Beifall.)*

Einen ganz besonders herzlichen Gruß möchte ich unseren Ehrengästen entbieten, dem Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde Salzburg, Herrn **Marko Feingold**, und der Direktorin des Jüdischen Museums, Frau **Dr. Danielle Spera**. Ich darf Sie herzlich willkommen heißen. *(Beifall.)*

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Mein Geburtsjahr ist das Jahr 1945. Ich bin also – könnte man sagen – genauso alt, wie das „Dritte Reich“ Gott sei Dank Vergangenheit ist. Es heißt immer, mit fortschreitendem Alter des Menschen tritt das **Langzeitgedächtnis** in den Vordergrund. Vielleicht verhält es sich ja ähnlich mit dem Erinnerungsvermögen unserer Republik.

Je mehr Jahre vergehen, desto deutlicher wird die Erinnerung an die Ereignisse der Jahre 1938 bis 1945. Wenn ich dagegen an die Jahre meiner Kindheit und Jugend zurückdenke, so war das **Kurzzeitgedächtnis** unserer Gesellschaft damals jedenfalls äußerst schwach ausgeprägt. Vergessen waren die jüdischen Nachbarn, die Sinti und Roma, die behinderten Kinder, die der Rassenwahn des Nationalsozialismus beraubt,

vertrieben oder vernichtet hatte, verdrängt die Opfer politisch Andersdenkender, die Widerstand geleistet und dafür mit ihrem Leben bezahlt haben.

Allzu gerne verschanzte man sich hinter dem Selbstverständnis als erstes Opfer des „Dritten Reiches“, wollte nicht mehr konfrontiert werden mit dem, was war und mit der eigenen Verantwortung. Man arrangierte sich mit den neuen Verhältnissen, so, wie man sich mit der Herrschaft des „Dritten Reiches“ arrangiert hatte, und richtete den Blick nach vorn.

Es hat eine Zeit gedauert, bis das Langzeitgedächtnis dieser Republik erwachte und wir uns unserer Gegenwart gestellt haben. Es brauchte Jahrzehnte, um die Rückgabe geraubten und arisierten Eigentums in Angriff zu nehmen oder die Entschädigung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern umzusetzen.

Heute gedenken wir hier im Parlament gemeinsam der Opfer des Nationalsozialismus und setzen damit ein Zeichen gegen Gewalt und Rassismus.

Sehr geehrte Damen und Herren! Ich möchte dieses Gedenken als ein sehr persönliches Gedenken verstehen, an einzelne Menschen – Nachbarinnen und Nachbarn, Kolleginnen und Kollegen –, die aus unserer Mitte gerissen wurden. Dieses Herausreißen aus der Mitte unserer Städte, Dörfer und Gemeinden machen die **Stolpersteine** des deutschen Künstlers Gunter Demnig, wie kaum ein anderes Gedenkprojekt, spürbar. Straße für Straße, Haus für Haus zeigen sie die Orte auf, an denen verfolgte Menschen einst gelebt haben, sie benennen jeden Namen, jedes Schicksal. 310 sind es bisher in Salzburg, und viele werden noch folgen.

Es freut mich daher ganz besonders, dass in den vergangenen Jahren in meinem Heimatbundesland Salzburg neue Orte des Gedenkens entstanden sind – immer öfter auch aus privater Initiative von Menschen. Es sind gerade – und das freut mich besonders – **junge Menschen**, die sich diesem Gedenken stellen und sich engagieren. Die aufrichtige und klare Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus bietet heute eine Chance, die Generationen zu einen.

Höchsten Respekt habe ich vor den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Sie mussten das Leid, die Ungerechtigkeit, die Schmach und den Schmerz am eigenen Leib erfahren und haben dennoch die unglaubliche Kraft gefunden, ihr Leben dem **Mahnen** und der **Versöhnung** zu widmen.

Es ist mir daher auch eine besondere Ehre, Herrn Hofrat **Marko Feingold** unter uns begrüßen zu dürfen. Herr Feingold, im gesegneten Alter von 103 Jahren, selbst ein Überlebender, stellen Sie bis heute ihr Leben in den Dienst der Versöhnung. Sie waren sogar bereit, einen Stolperstein-Schmieranten in der Haft zu besuchen, um ihm seinen Irrweg begreifbar zu machen. Das ist wahre menschliche Größe!

Zeitzeugen wie Marko Feingold sind wichtig. Sie führen uns unsere Geschichte und unser moralisches Erbe vor Augen. Sie zwingen uns, auf die Geschichte des Nationalsozialismus zurückzublicken. Sie drängen uns dazu, Handlungsaufträge für die Zukunft zu formulieren. Nur so können wir unseren Kindern und Enkeln die Werte der Demokratie und der Menschenrechte vermitteln, die die Basis für eine friedliche Gesellschaft sind.

Sehr geehrte Damen und Herren! Ich denke, dass es heute die Aufgabe der Politik ist, klarzumachen, dass unser aller Anspruch sein muss, sich nicht verführen zu lassen. Auch damals gab es Menschen, die sich **nicht** verführen haben lassen.

Wir müssen heute ganz besonders auf die jungen Menschen zugehen, ihnen Ausbildung und die bestmögliche Bildung zukommen lassen, eine Bildung, die auch das Wissen um unsere Vergangenheit mit all ihren hellen und dunklen Seiten umfasst.

Sehr geehrte Damen und Herren! Umfassende Bildung, wie ich sie verstehe, ist die Grundlage für Verständnis und Toleranz, für Respekt vor dem anderen und sich selbst. Nur diese Werte machen eine Demokratie lebendig und stark. Sie sind das Fundament für eine Gesellschaft, in der Menschenrechte als zentraler Wert nicht verhandelbar sind.

In diesem Sinne wünsche ich mir, dass sich unser Gedenken nicht im Blick zurück erschöpft, sondern uns befähigt, aus der Erinnerung die richtigen Lehren für Gegenwart und Zukunft zu ziehen. – Vielen Dank. (*Beifall.*)

Ansprache der Präsidentin des Nationalrates der Republik Österreich

Präsidentin des Nationalrates Doris Bures: Sehr geschätzter Herr Bundespräsident! Meine sehr geehrten Damen und Herren! Gestern war ein Tag der Freude! Einige von Ihnen waren vielleicht am Heldenplatz, andere haben die Bilder im Fernsehen gesehen. Tausende Menschen, die gemeinsam ein Fest der Freude feiern, am 8. Mai, jenem Tag, an dem die Wehrmacht vor den Alliierten kapitulierte und der verbrecherische Vernichtungskrieg in Europa sein Ende fand.

Das war nicht immer so: Vor wenigen Jahren noch haben sich am Heldenplatz jedes Jahr eine Handvoll Menschen versammelt, die diesem Tag mit Trauer begegnet sind. Aber **heute** ist rund um die Hofburg **kein Platz mehr** für Menschen, die die Niederlage der Nationalsozialisten beklagen. Und das ist gut so! (*Beifall.*)

Drei Tage vor der Kapitulation der Wehrmacht, am 5. Mai 1945, haben amerikanische Truppen das Konzentrationslager Mauthausen befreit. Die unfassbaren Bilder von damals haben sich in all ihrer Entsetzlichkeit in das kollektive Gedächtnis unseres Landes eingegraben. Seit fast 20 Jahren ist der 5. Mai der offizielle österreichische Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus. Rund um diesen Tag verneigen wir uns im Parlament jedes Jahr vor den Opfern und halten die Erinnerung an sie hoch.

Ich glaube, wir dürfen heute zu Recht sagen: Österreich hat viele Lehren aus der Vergangenheit gezogen. Wir haben beschönigende Geschichtsmymthen hinter uns gelassen, versteckte Winkel ausgeleuchtet, haben uns unserer Verantwortung gestellt. Wir sind damit die Verpflichtung eingegangen, auch im Hier und Jetzt ganz besonders wachsam zu sein. Und wir haben auch allen Grund dazu. Zahlen des Innenministeriums belegen einen Anstieg rechtsextremer, rassistischer und antisemitischer Aktivitäten in Österreich. Im Vorjahr wurden 1 200 Fälle bekannt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Wir müssen auf der Hut sein. Auf der Hut sein, wenn unantastbar geglaubte Tabugrenzen überschritten werden. Auf der Hut sein, wenn ein Autor Mauthausen-Überlebende als Massenmörder, Landplage und Kriminelle bezeichnet und dafür nicht belangt wird. Auf der Hut sein, wenn Rechtsextreme die Aufführung eines Bühnenstücks von Elfriede Jelinek verhindern wollen, die Universität stürmen und dabei Publikum und SchauspielerInnen drangsaliieren.

Ja, wir müssen auf der Hut sein. Heute ganz besonders, denn im Windschatten der großen europäischen Herausforderungen gedeihen Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus allzu oft besonders gut. Um es mit den Worten Erich Kästners zu sagen: „Wir dürfen nicht warten, bis aus dem Schneeball eine Lawine geworden ist. Man muss den rollenden Schneeball zertreten. Die Lawine hält keiner mehr auf.“

Sehr geehrte Damen und Herren! Einer, der genau dies leidvoll erfahren musste, ist heute unter uns. Wir sind dankbar, dass Sie, sehr geschätzter Herr Hofrat, den Weg nach Wien auf sich genommen haben. Lieber Marko Feingold, noch einmal: Herzlich willkommen im österreichischen Parlament! *(Beifall.)*

Als Marko Feingold 1913 geboren wurde, fanden hier in diesem Saal noch Sitzungen des Reichsrates in der Donaumonarchie statt. Heute sitzt Herr Feingold hier im Zentrum der Demokratie, um seine Geschichte zu erzählen, als Zeitzeuge eines ganzen Jahrhunderts. Der nationalsozialistische Terror hat sein Leben in jungen Jahren geprägt: Auschwitz, Neuengamme, Dachau und Buchenwald haben sich tief in seine Biographie eingeschrieben.

Noch heute sind Sie, lieber Herr Feingold, unermüdlich im Einsatz, um das Vergangene vor dem Vergessen zu bewahren. In einem Interview zu Ihrem 100. Geburtstag haben Sie gesagt: „Das Erzählen hält mich auf den Beinen. Das ist mein Stolz.“ Und wer Ihnen einmal zuhören durfte, weiß: Sie erzählen Ihre Geschichte in aller Klarheit und Deutlichkeit.

In den vergangenen Jahrzehnten haben Sie damit unzählige Menschen, besonders Jugendliche, erreicht und bewegt. Sie fördern damit den Mut junger Generationen, dort aufzustehen, wo sie die Demokratie und unser friedliches Zusammenleben gefährdet sehen.

Wir haben nun gleich die Gelegenheit, einem Gespräch mit Ihnen, Herr Feingold, zuzuhören. Und es gibt wenige Menschen in Österreich, die berufener wären, dieses Gespräch mit Ihnen zu führen, als die hochgeschätzte Direktorin des Jüdischen Museums, Danielle Spera. Auch Ihnen noch einmal: herzlich willkommen! *(Beifall.)*

Wir haben die diesjährige Gedenkveranstaltung mit einem berühmten Gedicht von Paul Celan eröffnet: Die „Todesfuge“ ist ein in Lyrik gegossenes Mahnmal für den Holocaust. Anne Bennent und Otto Lechner haben sie für den heutigen Anlass ganz besonders bewegend interpretiert und vertont. Wir dürfen heute noch weitere Interpretationen von Ihnen hören. Liebe Frau Bennent! Lieber Herr Lechner! Herzlichen Dank für die künstlerische Gestaltung unseres heutigen Gedenktages! *(Beifall.)*

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Erlauben Sie mir, dass ich abschließend ein Wort des Dankes an unseren Bundespräsidenten Dr. Heinz Fischer richte. Sehr geehrter Herr Bundespräsident, du hast dich in allen Stationen deines politischen Lebens für die Opfer des Nationalsozialismus eingesetzt. Der Nationalfonds für die NS-Opfer hat unter deiner Leitung als Nationalratspräsident seine Arbeit aufgenommen, und du hast ihn ganz wesentlich geprägt.

Die erste Gedenktagveranstaltung 1998 hier im Parlament fiel in deine Amtszeit. Und ich glaube – soweit ich das recherchieren konnte –, du hast seit 1998 nur einen **einzigsten** Gedenktag versäumt. Ich weiß, es war dir niemals bloß Verpflichtung, sondern ein ehrliches Bedürfnis und Ausdruck deiner tiefen politischen Überzeugung. Als österreichischer Bundespräsident beehrst du den Gedenktag heute das letzte Mal.

Sehr geehrter Herr Bundespräsident! Lieber Heinz! Sei auf das Allerherzlichste willkommen – heute und in all den nächsten Jahren! – Danke. *(Lebhafter Beifall.)*

Es folgt die Darbietung mehrerer vertonter und musikalisch umrahmter Gedichte von Selma Meerbaum-Eisinger durch Anne Bennent und Otto Lechner.

Im Gespräch: Marko Feingold und Danielle Spera

Dr. Danielle Spera: Sehr geehrte Frau Präsidentin! Vielen herzlichen Dank, dass ich heute hier sein darf. Es ist ein großes Privileg für mich, heute dieses Gespräch führen zu dürfen.

Erlauben Sie mir zunächst ein paar biographische Sätze. Marko Feingold wurde – so unglaublich es klingen mag – am 28. Mai 1913 in der heutigen Slowakei geboren. Er wuchs in einer traditionellen jüdischen Familie auf. Er hatte vier Geschwister. Mit 14 begann er eine Kürschner- und Handelsangestelltenlehre. Und gemeinsam mit seinem Bruder Ernst war er in den 1930er-Jahren als Vertreter unterwegs.

Nach dem sogenannten Anschluss 1938 wurden sie verhaftet und es begann eine Odyssee. Sie flohen nach Prag, wurden nach Polen ausgewiesen, kamen mit falschen Papieren zurück. 1940 wurden sie ins KZ Auschwitz deportiert. Feingold überlebte fünf Jahre in verschiedenen Konzentrationslagern. Seit 1945 lebt er in Salzburg. Zwischen 1945 und 1948 half er jüdischen Flüchtlingen bei der Flucht über die Alpen nach Palästina. 1948 wurde er Inhaber eines Modegeschäftes und später Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Salzburg, eine jüdische Gemeinde, heute fast ohne Juden.

Wir dürfen für dieses Gespräch beim vertrauten Du bleiben. Du bist vor dem Ersten Weltkrieg geboren, lieber Marko. Was sind deine ersten Erinnerungen?

Marko Feingold: Ich beginne mit dem dritten Lebensjahr. 1916 war eine sehr große Not in Wien. Die Mutter hatte noch einen Säugling, mit dem sie um 4 Uhr in der Früh aufstehen musste, damit sie für die anderen drei Kinder etwas bringen konnte. Der ist allerdings Ende 1916 noch verstorben, der hat Lungenentzündung bekommen. Ich hatte immer das Gefühl, das Kind ist für uns drei anderen geopfert worden. Drei Jahre, fünf und sechs Jahre, so alt waren wir Kinder. Man hat damals die Not gehabt. Man hat dann so ein Häuferl Brot und ein Häuferl runden Industriezucker zurückgelassen, damit wir davon essen können, wenn wir vorzeitig aufwachen.

Heute haben die Historiker festgestellt, dass bei dem Brot auch Sägespäne miteingebacken worden sind, damit das Volumen ein bisschen größer ist. Ob man dadurch schneller satt geworden ist, weiß ich nicht. Aber an das kann ich mich erinnern, das ist der Beginn meiner Erinnerungen, als ich drei Jahre alt war.

Und meine Erinnerungen sind **sehr, sehr klar** für mich sichtbar. Ich habe immer wieder bedauert, dass ich kein Künstler bin, der zeichnen oder malen kann, sonst hätte ich das **alles** bis zum heutigen Tag auch zeichnen können.

Dr. Danielle Spera: Wir sind froh, dass wir dir zuhören dürfen.

Wenn man sich deine Lebensgeschichte vor Augen hält: Du bist durch mehrere Konzentrationslager gegangen, bist deportiert worden, transportiert worden, schwer verwundet, und immer war es wie durch ein Wunder, dass du gerettet wurdest. Du hast mir einmal erzählt: Du hattest eine ganz große Wunde, die über Nacht fast geheilt wurde, was dich gerettet hat. Waren das Wunder? Waren das Zufälle? Was meinst du?

Marko Feingold: Das letzte Wort war richtig: Zufälle. Ich will nicht von Wundern sprechen, sonst hält man mich für einen Heiligen, schon allein, weil ich eine Kultusgemeinde zu führen habe. Ich bin alles andere, nur nicht religiös, das muss ich ganz ehrlich gestehen. Ich habe mir eine eigene Religion zurechtgemacht und mit der komme ich sehr gut aus. Als Beispiel möchte ich anführen: Wir alle haben die Zehn Gebote. Da steht ja nirgends dabei: Du musst! – Du sollst! Na, mit Sollen kommt man sehr gut durch. (*Heiterkeit.*)

Dr. Danielle Spera: Wenn wir zu deinem Überleben zurückgehen: Es waren also Zufälle, keine Wunder?

Marko Feingold: Ja. Zumeist waren Transporte meine – wie soll ich sagen? – Todesaussichten. Im „Dritten Reich“ war es üblich, Schwerkranke, Gehbehinderte auf Transport zu schicken, weil man annahm, man könnte sich der Hälfte davon entledigen. In dem Moment, wo einer zusammenbricht, hatte die SS die Erlaubnis, zu schießen.

Und so sind dann immer bei Transporten Lastwagen mitgefahren, um die Leichen gleich aufzunehmen. Meistens sind nur die Hälfte am Ziel angekommen, aber auch nicht mehr zur Arbeit fähig, sondern man hat sie dann wieder eine gewisse Zeit gehalten. Die Arbeitsleistung war gleich Null, und dann sind sie wieder auf Transport gegangen.

Und man muss sagen: So Schwerverletzte, Gehbehinderte haben sich nur durch Zufall am Leben erhalten können. Aber für die Zufälle kann der Mensch selbst nichts machen, denn ich muss ehrlich zugeben: Die Zufälle sind erst nach dem Krieg entstanden, dass man draufgekommen ist: Das und das war ein unheimlicher Zufall! Das sind also die Zufälle.

Dr. Danielle Spera: Du warst auch schon vor dem Krieg sehr eng mit deinem Bruder Ernst, dann seid ihr gemeinsam deportiert worden. Du hast ihn dann verloren. War das für dich deine schlimmste Erfahrung in diesen Jahren?

Marko Feingold: Ja, weil ich mich von ihm als Schwerkranker – wie soll ich sagen? –, als Häftling, der nach Dachau zur Vergasung abgeschoben wird, verabschiedet habe. Ich war damals, ich würde sagen, zu 90 Prozent tot. Ich konnte nichts mehr essen, mein Mund war wie Sand. Es gibt viele Ärzte, die können solche Krankheiten, die die Menschen hatten, gar nicht überprüfen, denn im normalen Leben kann ein Mensch im Gewicht nicht so absinken. Und er muss **stehen!** Ich behaupte, 90 Prozent der Häftlinge, die in KZs ums Leben gekommen sind, sind **stehend** gestorben. Sie wurden in keinem Revier, also Krankenbau, aufgenommen. Es sei denn, er hat eine Wunde, die in drei, vier, fünf Tagen heilen kann. Ansonsten hat man ihn „abgespritzt“ – oder er musste mit diesen Wunden arbeiten können.

Und so ist es mir auch passiert. Ich habe eine Phlegmone im rechten Kniegelenk gehabt. Es war furchtbar: Auf, nieder – sofern ich solche Erdarbeiten verrichten musste. Kurz gesagt: Steinbruch, Steine tragen, Fuhrkolonne, Maurerlehrling, Maurer. Das sind so die Stationen, die ich durchgemacht habe. In jedem Zweig war man an die Gruppe gebunden, mit Ausnahme als Maurer, da konnte ich mir ein bisschen helfen, indem ich Zigaretten, das heißt Tabak, organisiert habe.

Wir hatten in Buchenwald ein „Kommando Bahnhof Weimar“, da sind zehn Häftlinge immer nach Weimar gefahren. Denen habe ich eine Tüte mitgegeben, und die haben mir die Tschick gebracht, denn im Lager hat es keine Zigaretten gegeben, obwohl bei einem Häftling, der in einem Gefängnis landet, immer aufgeschrieben wird, ob er Raucher oder Nichtraucher ist. Dann hat er Anspruch auf Zigaretten; das war im KZ auch. Nur unsere Zigarettenrationen hat sich die SS behalten. Die Häftlinge haben nie etwas Rauchbares bekommen, nur Zigarettenpapier, zerwuzelte Zigaretten.

Man hat mich schwer verurteilt, weil ich zu den russischen Gefangenen gegangen bin, und denen waren zwei Zigaretten lieber als die Portion Brot. Ihm hat die Zigarette geholfen, mir das Brot. Dafür wurde ich aber kritisiert. Ich wurde die „größte Sau“ unter 10 000 Häftlingen. Aber damit kann man leben.

Dr. Danielle Spera: Worunter hast du in diesen Jahren am meisten gelitten: War das die Einsamkeit, nachdem dein Bruder ermordet worden ist? Was war für dich die schwerste Erfahrung?

Marko Feingold: Nicht ich allein, fast jeder Häftling hatte Hunger. Man darf nur nicht vergessen: Wir Menschen haben normalerweise zwischen zwei Mahlzeiten Hunger. Das ist verglichen mit jahrelangem Hunger gar nichts. Man kann niemals satt werden! Und immer will man eher mehr und mehr und mehr – und man bekommt immer weniger und weniger.

Mit Kriegsbeginn mit der Sowjetunion, also 1941, hat man die Arbeitszeit verlängert, aber das Essen gekürzt. Es ist immer das Gegenteil entstanden. Es war dann furchtbar, man ist richtiggehend verhungert. Ich bin einige Male, fast jedes Mal, wenn ich auf Transport gegangen bin, verhungert. 1941 wurde ich in Auschwitz eingeliefert, da wurde ich gewogen, da hatte ich 55 Kilo. Und jeweils, wenn ich auf Transport gegangen bin, bin ich auf nicht einmal 30 Kilo heruntergekommen. Man hat nur mehr Haut und Knochen. Vielleicht kann ich das, damit man das eher versteht, so erklären: Selbst im Hochsommer mussten in den KZs die Baracken geheizt werden, denn wenn die Häftlinge am Abend kamen, haben sie alle gefroren – selbst im Hochsommer. Die Fettschicht zwischen Haut und Knochen existiert nicht mehr; das ist sonst eine Isolierung. Die hatten wir nicht mehr; man zittert!

Die Russen haben deshalb nicht gearbeitet, sie sind gestanden und haben gezittert. Wir, wenn wir ein bisschen vernünftig waren, haben mit Denken das Notwendigste gearbeitet, nur um den Körper zu erhalten und ihm Temperatur zu geben, nicht, weil wir den Deutschen dienen wollten.

Dr. Danielle Spera: Wir gedenken heute der Befreiung von der Naziherrschaft. Du warst damals nach einer Odyssee durch verschiedene Konzentrationslager in Buchenwald. Wie hast du die Befreiung erlebt?

Marko Feingold: Die Befreiung habe ich so erlebt, dass wir von 11 Uhr bis 2 Uhr nachmittags ohne SS waren. Die SS-Truppen sind schon zwei, drei Tage vorher zur Verstärkung der Armee abgezogen worden. Es waren dann zum Schluss nur mehr die SS-Leute da, die auf den Türmen rundherum gestanden sind. Und im Lager waren ungefähr 30 SS-Männer mit Gruppen von zwei, drei, fünf, zehn, zwanzig Häftlingen beschäftigt, je nachdem, um was es sich handelte. Im „Revier“, also im Spital, waren vier, fünf SS-Leute, in den Bekleidungskammern, in den Küchen waren viele SS-Leute beschäftigt und in allen übrigen Bereichen. Wir waren zu dieser Zeit 30 000 Häftlinge, 10 000 im großen Lager, 20 000 ungarische Juden im kleinen Lager, denen ist es am ärgsten gegangen, muss ich sagen.

Und das ist natürlich eine besondere Situation. Die SS ist langsam abgezogen, um halb 11 Uhr war der Durchruf durchgegeben worden: Alle SS-Leute zu ihrem Standort! Dann sind diese 30 SS-Leute von ihren Arbeitsgruppen weggegangen. Die auf den Türmen haben das natürlich auch gehört und geschaut, was mit denen jetzt geschieht. Dann haben sie gesehen, wie die 30 durch das Gittertor hinausgehen. Draußen steht der Kommandant mit ein paar Autos – und schtt!, waren sie weg. Das haben die natürlich auf den Türmen auch gemerkt und sind langsam, aber sicher heruntergegangen.

Es tut mir leid, wenn ich jetzt eine Partei anspreche, die ja bei uns in Österreich auch anerkannt ist, die Kommunisten. Sie versuchten jetzt, alles an sich zu reißen. Wenn ich zur Mittagsstunde unsere Häftlinge gefragt habe: Was tut ihr da? – Na, wir haben die Türme besetzt! – Zu welchem Zweck? – Na, es könnte ja einer zurückkommen. Aber sie haben sie nicht besetzt, als die SS noch oben war, sondern als sie weg war, als die Türme leer waren. Und so wurden auch um 12 Uhr, 12.30 Uhr, versteckte Waffen, die

man noch organisiert hat, ausgegeben. – Auf wen habt ihr denn schießen wollen? Es ist ja kein SS-Mann mehr da.

Ich besitze einen Brief von einem amerikanischen Rabbiner, der in der Nähe von Buchenwald bei irgendeiner Truppe seinen Dienst versehen hat. Als der im amerikanischen Radio gehört hat, dass Buchenwald befreit ist, setzt er sich in einen Jeep, kommt nach Buchenwald, bleibt beim Tor stehen – das Tor war offen – und fragt uns, die wir da herumgelungert sind: Gibt es noch Juden? Man hat man ihn ins kleine Lager runtergeschickt. Er ist dann runtergegangen, er war sehr hilfreich.

Nach der kommunistischen Version haben sie um **14 Uhr** das offene Tor **gewaltsam gestürmt**, um den Amerikanern entgegenzugehen. Denn an diesem Tag – wir hörten schon am 4. April Kriegslärm –, am 11. April waren die Amerikaner so nahe gekommen, dass sie den Ettersberg – das ist der Berg auf dem Buchenwald liegt, 400, 450 Meter hoch – umzingelt haben.

Und die, die mit dem Kommandanten weg sind – da war die Umzingelung noch nicht abgeschlossen –, sind durchgekommen. Die von den Türmen mussten wir nachmittags einsammeln, weil der Ring geschlossen war, und sie im Wald herumirrten.

Dr. Danielle Spera: Du hast erzählt, dass von den 28 Nationen, die in Buchenwald interniert waren, 27 abgeholt worden sind – nur die Österreicher nicht. Ihr habt dann einen Bus organisiert, wolltet doch nach Wien fahren, um noch zu schauen, ob es überlebende Verwandte gibt. Und an der Enns-Grenze hat es geheißen, der Bus muss zurück nach Buchenwald, weil in Wien keine Juden erwünscht seien.

Marko Feingold: Jawohl! In Wien gab es einen hohen Politiker, der damals die Macht hatte, und der hat verboten: Juden oder KZler dürfen nicht zurück nach Österreich! So sind wir an der Zonengrenze an der Enns angehalten worden, wir konnten nicht nach Wien.

Aber mein Bestreben war: Ich will unbedingt nach Wien kommen, denn es fehlen mir von der ganzen Familie die Daten. Da wir von Wien zerrissen in die Welt hinausgekommen sind, wollte ich schauen, wie man am ehesten Informationen bekommen kann, um zu eruieren, wo sie eventuell stecken. Ich habe das nicht erreicht.

Hingegen sagten uns am nächsten Morgen die Amerikaner, die uns begleitet haben: Wir haben Befehl vom General in Linz, wir müssen euch nach Buchenwald zurückbringen. Das ist eine einmalige Angelegenheit, das ist eine einmalige **Schande** für Österreich, dass man KZler zurückschickt. Und es waren unter den 128 nur 30 Juden, nicht dass man meint, man hat sie, weil sie Juden waren, zurückgeschickt. Nein, nur 30 Juden waren dabei.

Sie hatten Befehl, uns zurückzubringen, also waren wir auf der Fahrt zurück nach Buchenwald. Vor Salzburg fällt mir ein, das liegt doch direkt an der Grenze zu Deutschland. Nein, ich habe genug, ich war ewig lang in Deutschland, ich werde aussteigen, dann tue ich mir leichter, irgendwann nach Wien zu kommen. Ich habe noch im Bus gefragt: Wer steigt mit mir aus? Es haben sich noch fünf gemeldet, so sind wir zu sechst ausgestiegen. Zufälligerweise war das eine Stelle an einem Polizeigebäude, die heute verbaut ist, da war unten eine Wachstube. Und die Hilfspolizisten kommen heraus, erst 14 Tage vorher ist Salzburg befreit worden: Da könnt ihr nicht herumstehen! Außerdem ist es halb 9 Uhr abends, da darf niemand auf der Straße sein.

Ja, was sollen wir tun? Wir können uns ja nicht in Luft auflösen. 100 Meter von dieser Wachstube entfernt war eine Schule, da war im Turnsaal ein Lazarett eingerichtet. Das ist uns empfohlen worden: Geht dort hin! Da könnt ihr die Nacht verbringen. Das haben wir getan.

Am nächsten Morgen sind wir alle sechs schön zur Polizei gegangen und haben uns gemeldet. Für all das, was ich so erzähle, wenn ich meine Gespräche in Schulen oder auch mit Erwachsenen habe, lege ich immer den Meldezettel vor und alles Übrige, was man so an Papieren zusammenbekommen hat. Also der erste Meldezettel ist vom 22. Mai 1945 in Salzburg.

Aber ein netter Beamter empfahl uns: Habt ihr ein Quartier? – Nein. – Geht in die Haydnstraße Nummer 2. Da ist im ersten Stock von den Nationalsozialisten noch eine Frauenabteilung. Die Wohnung könnt ihr euch nehmen, die ist sehr groß. Ihr seid sechs, je zwei, ein Zimmer. Mein Glück war, dass ich mit einem Kollegen – das Haus hat einen Balkon – das Zimmer mit dem Balkon bekam. Ich bin natürlich am 20. Mai, als wir das „besetzt“ haben, hinaus auf den Balkon, um mich umzuschauen. Die Häuser waren bis zum Hochparterre kahl. Man konnte bis zum Mirabellplatz, also 600, 700 Meter weit schauen, nichts war im Weg.

An der Ecke war auch eine Schule. Wir haben ihnen von dem Büro die Schreibtische gebracht und haben die Betten geholt, dort war auch ein Lazarett. Und so waren wir gut eingerichtet.

Dr. Danielle Spera: Du hast dann relativ rasch begonnen, Juden zur Flucht nach Palästina zu verhelfen. Wie ist es dazu gekommen?

Marko Feingold: Entschuldigung, da muss ich ein bisschen unterbrechen. Vorerst war etwas anderes. Im Parterre dieses Hauses hat die Stadtgemeinde ein Büro eingerichtet gehabt, durchziehende politisch Verfolgte sind da registriert worden, wurden nach St. Peter hineingeschickt, dort war die Küche vom ehemaligen Statthalter. Das ist dann die sogenannte KZ-Küche gewesen, und in diese KZ-Küche wurden wir auch geschickt. Wir sind dort hingegangen, haben einige Tage leidlich gut zu essen bekommen.

Ich weiß nicht, war das mein Geburtstag, den die Leute animiert hat – ich weiß nicht aus welchen Gründen, über 500 Personen, die auch haftbedingt da durchgezogen sind, sind dort zum Essen hingekommen –, dass man mich auserkoren hat: Der wird das jetzt führen. Man war mit der Leitung der Küche nicht zufrieden. Natürlich habe ich es alleine nicht machen können, so habe ich noch zwei Kollegen zugezogen. St. Peter wollte dann das Lokal haben, dann hat die Stadtgemeinde ein Gasthaus zur Verfügung gestellt, wohin wir mit der Küche übersiedelt sind.

Und dann sind die Amerikaner zu mir gekommen. Die haben nämlich eine Vereinbarung mit der Stadtgemeinde getroffen. Die Stadtgemeinde stellt die Kasernen, alle Lager zur Verfügung. Tausende und Abertausende Juden, die nicht irgendwo im Ausland Verwandte hatten, wohin sie gehen konnten, wollten jetzt nach Israel, also damals eben Palästina.

Und so waren die Kasernen voll. Die Amerikaner stellten das Essen zur Verfügung, die Stadtgemeinde die Kasernen. Jetzt fehlte ihnen Verschiedenes. Die Häftlinge waren mit der Zeit vollgestopft mit den amerikanischen Konserven, wollen jetzt Kartoffeln, wollen Gemüse. Das hatten die Amerikaner nicht, und weil man gewusst hat, dass ich da eine Küche führe, kam man zu mir, ob ich das nicht auch organisieren kann. Natürlich haben wir eine sehr gute Vereinbarung getroffen, denn ich konnte unsere Kost durch amerikanische Konserven und so weiter verbessern. Ich empfahl einem Gärtner in Salzburg, der mich beliefert hat, dass er das an die Lager übermittelt. Er soll sich erkundigen, die bezahlen alles und so weiter und so fort. Das klappte ganz gut.

Im September dürfte das gewesen sein, als die Amerikaner jedoch wieder da waren. Warum die gewusst haben, dass ich sehr gut Italienisch kann, weiß ich nicht, aber sie haben mir empfohlen, zur Landesregierung zu gehen. Da war neben dem

Festspielhaus eine Verkehrsabteilung, dort sollte ich ein paar Lastautos besorgen. Ich bin dort hingegangen. Man wollte mir keine Lastautos geben: Sie haben doch eh ein Auto; mit dem müssen Sie doch genügend Lebensmittel zusammenbringen! – Ich habe ihm erklärt, für welchen Zweck ich das brauche. – Nein, nein, für so etwas können wir keine Autos hergeben! – Ich habe nur eine Antwort: Entweder ich kriege die Autos oder die Juden bleiben da! – Wie viele brauchen Sie?

So hatte ich fünf Lastautos bekommen. Einen Laster hatte ich schon, den haben drei Salzburger Chauffeure irgendwo gegrapscht, stehend gefunden, einen riesigen Tatra-Lastwagen mit Schrägachsen, der für Russland gebaut war, damit er im Schlamm durchkommen kann. Es war ein Riesenwagen, ziemlich hoch gebaut, aber er war gut verwendbar. Ich habe natürlich gleich die Chauffeure mit dem Auto aufgenommen.

Ich habe dann eine Administration der Jewish DP Camps schaffen müssen. Man gab Lebensmittelkarten aus, in diesen Lagern haben überall gerne Personen aus Salzburg gearbeitet, denn sie sind mit den amerikanischen Konserven und so weiter bezahlt worden. Lebensmittelkarten haben sie jetzt bekommen, aber es musste auf der Rückseite abgestempelt sein, wo die Leute arbeiten. Die waren aber nirgends gemeldet. Aber ein Kollege von mir, auch ein Wiener, der Buchhalter war, und ich haben das gedeichselt, dass wir sie alle angemeldet haben – Krankenkassa und so weiter, alles, was notwendig war. So waren sie auch versorgt, bezahlt konnten sie werden.

1993 waren drei Botschafter in Salzburg bei den Krimmler Tauern, das ist auch ein Punkt gewesen, wo ich Juden übergebracht habe. Bis dahin habe ich den Mund gehalten. Da ich damals interviewt wurde, habe ich sie gefragt: Kann man alles sagen? – Jetzt können Sie alles sagen!

Nun, die Geschichte war die, dass jedes dieser Lager mit Dollar versorgt wurde, damit man alles bezahlen kann. Und die Dollar landeten nicht in einer Bank, sondern wurden am Schwarzen Markt verkauft. Da hat man das Zehnfache dafür bekommen. So konnten sie bequem mit dem Geld hantieren, das hat bestens geklappt. Also die Geschichte war dann in Ordnung.

100 000 Juden habe ich auf diese Weise nach Italien gebracht, indem ich nach Deutschland verschleppte Italiener zurückgebracht habe. Ich bin immer mit meinem PKW vorausgefahren. An den Grenzen hat sich ja nichts abgespielt, es waren nur die Italiener da, die anderen waren nicht da. Es hätten die Österreicher oder Engländer an den Grenzen sein sollen, die waren nicht da, man konnte leicht durch. Mit einer Jausen, halb besoffen, konnte ich die Bahnschranken heben, und die Autos fuhren durch.

Jetzt kommt noch ein kleiner Punkt: Wieso Krimmler Tauern? – Im Sommer 1947 waren international die Verhandlungen, ob jetzt Palästina als Staat Israel geschaffen werden soll oder nicht. Es war knapp vor der Abstimmung, und die Engländer kontrollierten jetzt sehr intensiv und ließen auf keinen Fall Leute durch. Und wir mussten ja immer durch die französische Zone nach Italien, und die Franzosen hielten uns auf, ließen uns nicht durch.

Durch Zufall bekam ich einen Plan in die Hand und sah, wo die amerikanische Besatzungszone in 10 Kilometern Luftlinie direkt an Italien grenzt, allerdings sind dort die Krimmler Tauern. Dann sind wir dort hingefahren und haben geschaut, wo man da einen Weg finden kann. Bis wir den gefunden haben, war es sehr schwierig. In Saalfelden waren noch 5 000 Juden in einem Lager, und wir konnten sie dann langsam, aber sicher in den nächsten drei Monaten über diese Berge nach Italien bringen.

Dr. Danielle Spera: Für dich war es nie eine Option, nach Palästina zu gehen? Du hast die Österreicher als Täter erlebt, aber du wolltest trotzdem hier bleiben?

Marko Feingold: In der ersten Zeit war ich ja in Salzburg als Displaced Person, als Flüchtling registriert. „Flüchtling“ stimmt nicht, ich bin ja Österreicher, das ist ja ein Blödsinn! Aber es war nichts anderes möglich. Und da wurde ich registriert, um nach Amerika zu gehen. Eines Tages kam ein erstes Telegramm: Morgen geht ein Transport nach Amerika.

Aber die Organisation hat gesagt: Feingold, du kannst nicht fahren! Du musst da bleiben; verschieb das! – So hat man das verschoben, verschoben, verschoben. Und dann wurde gesagt: Wenn Sie einmal fahren wollen, kommen Sie; wir werden das erledigen.

Dabei ist es geblieben, na ja, ich wollte weiter hier bleiben, inzwischen habe ich auch meine erste Frau kennengelernt. 1947 haben wir geheiratet, 1993 ist sie verstorben.

Dr. Danielle Spera: Israel war keine Option für dich?

Marko Feingold: Nein, nein! Ich habe das Land bewundert, denn ich habe festgestellt, die Israeli haben ja eigentlich dasselbe gemacht wie die Russen mit den Kolchosen. Warum haben die Kolchosen nicht existieren können und die Kibbuze schon? – Erstens einmal waren es überzeugte Juden, die tätig wurden, und sie haben ihre Arbeit gemacht. Und zweitens sind die Israeli ja nicht deppert! Es war durchwegs Landwirtschaft, und durch die Landwirtschaft wird man sechs Monate im Jahr sehr gut beschäftigt, drei Monate schwach und dann gar nicht. Und jeder Kibbuz hat eine andere Industrie aufgebaut, alle haben Modesachen, Strickwaren, alles Mögliche erzeugt, selbst Medikamente. Ich habe gehört, in den Handys und in den Computern sind so viele Bestandteile drinnen, die aus Israel kommen. Man darf es gar nicht sagen, sonst kaufen die Leute gar keine Handys mehr. *(Heiterkeit.)*

Es gibt übrigens eine Liste von Medikamenten, die von Juden geschaffen wurden, die, wenn sie nicht benützt werden, zum Schaden der Menschen wären. Sie fügen sich also selbst einen Schaden zu, wenn Sie sagen: Kauft nicht von Israel. *(Beifall.)*

Dr. Danielle Spera: In Salzburg wird dir ja natürlich auch als Präsident der Kultusgemeinde mit großem Respekt begegnet. Manchmal gibt es auch antisemitische Ausschreitungen und Schmierereien. Wir haben das gerade auch eingangs gehört: Du hast einen dieser Burschen getroffen, im Gefängnis besucht. Wie hast du das geschafft? Wie gelingt dir das?

Marko Feingold: Er schrieb mir einen Brief und entschuldigte sich. Während der Haft ist er draufgekommen, welchen Blödsinn er gemacht hat, und er würde das nicht mehr tun und so weiter und so fort.

Dann bin ich zum Staatsanwalt gegangen, da musste man sich die Erlaubnis holen. Und **den** wollen Sie besuchen? – Sage ich: Ja, ich habe einen Brief bekommen. Und ich halte ihn für würdig. Und außerdem: Wenn man mir schreibt, muss man natürlich hingehen. Ich habe mit ihm gesprochen und fand wirklich, dass er auf einem sehr gutem Weg ist.

Und drei Wochen später kommt die Verhandlung. Wie soll ich sagen? – Da ich mit „Häfenbrüdern“ im Laufe meines Lebens immer wieder zusammengekommen bin, habe ich gewusst: Wenn ein Häftling vom Gefängnis zur Verhandlung geht, ist die Strafe etwas höher, als wenn er vorgeladen wird. Und das wollte ich ausnützen. Ich bin zum Staatsanwalt gekommen, dieses Mal fragte er nicht, wen ich sehen will, er war sehr nett, sehr höflich: Setzen Sie sich hin! – Ich denke mir: Da bin ich in einem falschen Zimmer gelandet.

Wir haben uns eine Weile lang unterhalten, dann fragt er: Warum sind Sie eigentlich gekommen? – Und ich erzähle ihm die Geschichte und sage ihm: Ich will für ihn garantieren, denn ich halte ihn für würdig. Irgendeine Beschäftigung werde ich für ihn finden. – Lieber Feingold, Sie kommen zu spät, den habe ich schon vorige Woche entlassen!

Dr. Danielle Spera: Du triffst seit vielen Jahren, eigentlich seit Jahrzehnten, immer wieder als Zeitzeuge mit Jugendlichen zusammen. Merkst du eigentlich Veränderungen an den jungen Leuten? Wissen Sie heute mehr über die Geschichte? Sind sie mehr interessiert?

Marko Feingold: Nein. Sie sind wenig über die Geschichte unterrichtet worden, weil nur mangelhafte Lehrer vorhanden waren. Die ersten waren Nationalsozialisten, und die zweite Sorte der Lehrer haben von den ersten nichts gehört und sonst auch keine entsprechenden Schulbücher gehabt, sodass das Kapitel Zweiter Weltkrieg weg war. Man hat die Kinder nur über den Ersten Weltkrieg unterrichtet. Und das fehlt natürlich.

Einen Unterschied fand ich bei den Jugendlichen, ja. Wir hatten zu meiner Zeit mit 14 Jahren Schulschluss. Ich hatte große Mühe, meinen Abschluss zu besorgen, weil ich die letzten zwei Monate in der Schule fehlte, weil ich geschwänzt habe. Aber es waren 14 Jahre. Ich kann mich an meine letzten Tage erinnern, 1927. Wir haben in der Lassallestraße in Wien gewohnt, in der Verlängerung der Reichsbrücke. Und über der Reichsbrücke gibt es entlang der Donau ein paar Bäder. Ich komme gegen Abend zurück, die Reichsbrücke ist zuerst: Über Praterstraße, Rotenturmstraße, war eine Riesenrauchwolke. Da hat man den Justizpalast angezündet, das ist auch noch in meiner Erinnerung.

Wie gesagt, ich war 14 Jahre alt, es ist September, und mein Vater sagt: Ich kann nicht mehr so viel verdienen: keine Schule mehr, ihr müsst arbeiten gehen! – So hat jeder von uns einen Beruf, eine Beschäftigung gesucht. Ich bin losgezogen, habe das „Tagblatt“ in Wien gekauft, und es sind eine Menge Lehrlinge gesucht worden. Gleich beim ersten Besuch hat man mich akzeptiert. Mir hat das nicht sehr gut gefallen, weil ich dort keine Zukunft gesehen habe. Zwei Monate später suchte ich eine andere Beschäftigung.

Nur, wenn ich die fünfzehnjährigen Lehrlinge von heute fragen: Könnt ihr alleine eine Stelle finden? – Nein, das traue ich mich nicht. – Also, da ist ein Unterschied bei den Kindern, obwohl sie Computer, Rechenmaschinen, alles Mögliche haben. Das hatten wir alles nicht, aber für das normale Leben waren wir mehr vorbereitet als die Kinder jetzt. Die verlassen sich zu sehr auf die Automatik.

Dr. Danielle Spera: Dann darf ich dir in diesem Sinn noch eine letzte Frage stellen. Wir sind gerade bei jungen Menschen, wir haben heute auch viele junge Leute hier – Schülerinnen, Schüler. Was gibst du ihnen mit auf den Weg? Was ist das Wichtigste im Leben?

Marko Feingold: Das Wichtigste im Leben ist die politische Einstellung, die politische Richtung. Ich bin ein großer Gegner der Diktatur, denn ich habe in Italien durch sechs Jahre den Faschismus kennengelernt, ich habe in Österreich den Nationalsozialismus, alles Mögliche kennengelernt.

Es gibt für mich nur die **Demokratie!** Die kann natürlich auch versagen, aber wenn sie versagt, haben wir alle vier, fünf Jahre eine Wahl, und das **Volk** kann das korrigieren. Und da stehe ich auf dem Standpunkt: **keine** Diktatur, weder von links noch von rechts – jetzt kann es sein, dass ich Hiebe kriege –, und auch aus der Religion heraus keine Diktatur. Wir wissen, was es jetzt gibt.

Es kann sein, dass mir jetzt die Rabbiner nicht gut anerkennen, was ich sage, denn erst in den letzten Tagen hat sich herausgestellt, die sehr Religiösen in Jerusalem haben ihre Kinder natürlich in solche Schulen, Talmud-Tora-Schulen, geschickt. Und mit 20 Jahren haben sie entdeckt: Das sind doch lauter Trottel! Die können ja nicht einmal rechnen. Sie haben ja lediglich die Tora studiert! – Und jetzt klagen sie den Staat. *(Heiterkeit.)*

Das geht mich nichts an, nur ist mir das jetzt eine Bestätigung, dass man mit Religion keinen Staat führen kann. *(Beifall.)*

Dr. Danielle Spera: Ja, das war eigentlich ein ganz wunderbares Schlusswort.

In drei Wochen hast du Geburtstag, den 103. Geburtstag. Wir sagen: Bis 120, und das wünschen wir dir alle von Herzen. – Vielen herzlichen Dank. *(Lebhafter, lang anhaltender, im Stehen dargebrachter Beifall.)*

Als Abschluss der Gedenkveranstaltung werden mehrerer Gedichte von Ilse Aichinger mit musikalischer Umrahmung vorgetragen.

Schluss der Gedenkveranstaltung: 12.32 Uhr

